

JANINE PREDIGER

DIE SIEGEL EXALEIPHONS

I: REENAS SCHATTEN

Leseprobe

© Janine Prediger, 2020

Kapitel 1 - ALBTRÄUME

»Wissen Sie, warum Sie hier sind?«

Dr. Kaspers Stimme kratzte in ihren Ohren wie das Geräusch von Fingernägeln auf einer Tafel. Die Frage der ergrauten Dame mit dem adretten Kurzhaarschnitt klang zu absurd, als dass Reena sofort darauf antwortete. Sie nahm sich zusammen, atmete die nach übersüßem Himbeertee stinkende Luft ein und stieß sie sogleich als resigniertes Seufzen wieder aus.

Natürlich wusste sie, warum sie in diesem sterilen Raum saß, der mit viel Mühe zu etwas umdekoriert worden war, das einer heimeligen Atmosphäre gleichen sollte.

Die Dame am anderen Ende des Designer-Couchtisches hob nun die Augen von ihrem Klemmbrett und richtete sie über ihren Brillenrand blickend eindringlich auf ihren Gast. Doch Reena ließ sich nicht hetzen. Ihr Blick wanderte durch das Behandlungszimmer, blieb an einem kleinen Porzellanlöwen hängen, der neben zahlreichen Ausgaben der Roten Liste in einem Bücherregal wachte, und kehrte dann ruckartig zu ihrer wartenden Gesprächspartnerin zurück.

»Kriegsverbrechen«, warf sie schließlich in den Raum. Sie konnte sehen, wie bei Erwähnung dieses Wortes ein Muskel um den Mund der alten Dame zuckte. Dr. Kaspers wirkte zufrieden, letztendlich doch eine Reaktion bei ihr hervorgerufen zu haben. Auch wenn sie scheinbar etwas anderes lieber gehört hätte.

»Nicht ganz, Frau Vorbringer. In diesem Gespräch möchte ich mit Ihnen nicht nur die juristischen Folgen dieses Vorfalls, sondern auch Ihr konkretes Verhalten während und nach dieser Tat mit Ihnen durchgehen. Laut der Akten-«

»Ja, es stimmt«, unterbrach Reena das Geschwafel der Alten, in dem Versuch, möglichst bald zum Punkt zu kommen. »Es ist alles richtig: Ich habe einen unbewaffneten Rebellen erstochen, seinem

Komplizen eine Kugel in den Kopf gejagt und einen weiteren beinah erwürgt.«

»Wenn Sie es so direkt ausdrücken möchten ... ja, beinah ...«, stimmte Dr. Kaspers zu und schob ihre Brille zurück auf die Nase, um einen Text von ihrem Brett abzulesen. »Ich kenne die Berichte von Dr. Hussein. Weitergeleitet an das Kriegsgericht hat dieses gestern entschieden, *dass das Neutralisieren dieser aufständischen Taliban durch die Stabsgefreite Vorbringer während eines akuten Kampfeinsatzes geschah und mit dem Auftrag ihres Trupps übereinstimmte*. Sie sind damit also keine Kriegsverbrecherin, Frau Vorbringer.«

Reena spürte, wie eine Last von ihr abfiel und doch konnte sie sich nicht so sehr über diese Aussage freuen, wie sie es gern getan hätte. Dr. Kaspers war noch nicht fertig. Es stand noch mehr auf dem Klemmbrett.

Reena hob eine Augenbraue, ein Ausdruck ihrer Ungeduld. Sie mochte dieses Zimmer nicht, konnte weder die künstlich gemütliche Atmosphäre ausstehen noch Dr. Kaspers aufdringlichen Fruchtee-geruch. Sie wollte, dass die alte Dame endlich ihre dunkle Ahnung bestätigte, die sie schon seit Tagen immer wieder aufs Neue quälte.

»Aber?«, fragte sie nach dem Haken, der offensichtlich noch auf diese gute Nachricht folgen würde. Doch bevor Dr. Kaspers ihre Worte weiter ausführte, griff sie zuerst nach ihrem Teebecher und überlegte sich dem Anschein nach gut, wie sie Reena ihre Botschaft überbringen sollte.

»Nun, in meinen Unterlagen steht, dass Sie zum Zeitpunkt der Tat selbst verwundet waren. Und doch sollen Sie *zu keiner Zeit von den Opfern abgelassen* haben.«

Dr. Kaspers unglückliche Wortwahl ließ Reenas Kiefermuskeln unangenehm verhärten. Von all dem Abschaum, dem sie in den Krisengebieten südlich von Mazar-i-Sharif begegnet war, waren diese drei Kerle die Schlimmsten gewesen. Sie als *Opfer* zu bezeichnen würde die vielen toten Mädchen, die in einem Massengrab

irgendwo in der Wüste verscharrt lagen, mit Sicherheit laut aufheulen lassen.

»Stimmt etwas nicht?« Die kratzige Stimme der Ärztin holte Reena aus Afghanistan zurück in die sichere Teestube der Sankt-Michael-Klinik für traumatisierte Veteranen und Versehrte.

»Nein, alles in Ordnung.« Reena gab sich Mühe, ihre Schultern zu entspannen. Noch war das Urteil nicht gefallen, noch hatte Schrödinger seine Kiste nicht geöffnet. Die forschenden Augen der Alten bohrten sich noch einmal eindringlich in ihre, bevor sie weiter von ihrem Klemmbrett zitierte.

»Laut Zeugenaussagen mussten Ihre Kameraden Sie *mit Gewalt von dem dritten Mann fortzerren*. Können Sie das bestätigen?« Dr. Kaspers lehnte sich zurück und setzte nun jenen ernsten Blick auf, den alle Seelengräber aufsetzten, wenn Sie eine besonders tiefe Einsicht in die Psyche ihrer Schützlinge wagen wollten. Insgeheim hoffte Reena, die Alte würde zu tief blicken und zurückschrecken vor dem, was sie dort vorfinden würde.

»Ich erinnere mich nicht«, gab sie stattdessen wahrheitsgemäß zu. Ihre Erinnerungen nach dem heißen Schmerz des Kugeleintritts waren aufgrund des Adrenalins verworren und verwischt. Wie so oft schon in den vergangenen Wochen versuchte Reena aufzusammeln, was die Scherben dieses Ereignisses hergaben.

»Ich glaube Hesko hat mich festgehalten, Truppführer Notter und Esteban waren auch dabei, soweit ich weiß ...«

»Sie sprechen von Oberfeldwebel Chris Hesko, Hauptmann Reimund Notter und der Hauptgefreiten Naomi Esteban?« Die Frage erschien Reena so überflüssig wie dieses ganze Gespräch. Sie antwortete mit einem knappen, aber deutlichen Nicken. Diesen Vorfall hatte sie nun schon dutzende Male geschildert: ihren Vorgesetzten, einem Komitee aus Ärzten und hochrangigen Entscheidungsträgern ... Jede Menge Menschen wussten, was in der Wüste geschehen war.

Und jetzt erwartete Reena brennend die Folgen dieses Vorfalls. Dass das Militärgericht beschlossen hatte, sie nun doch nicht als

Kriegsverbrecherin einzustufen, war schön und gut, aber da gab es noch etwas anderes.

»Erzählen Sie mir, voran Sie sich erinnern«, forderte Dr. Kaspers, und Reena gehorchte entnervt seufzend.

»Da war ein brennender Schmerz in meiner Schulter und das scheiß Blut, das mir die Uniform versaut hat ... viel Blut und Dunkelheit. Das nächste, was ich wahrnahm, waren die Gesichter meiner Kameraden. Dann war da auch schon dieses afghanische Sani-Team ... Ich bin ein paar Mal in der Basis wachgewesen, aber so richtig zu mir gefunden, habe ich erst wieder im Zentralkrankenhaus in Koblenz.«

Reena erinnerte sich nur ungern an die furchtbaren Kopfschmerzen und die lähmende Übelkeit, die sie während des Rücktransports nach Deutschland heimgesucht hatten. Dagegen war der Durchschuss an der Schulter nicht mehr als ein juckender Kratzer gewesen.

Dr. Kaspers räusperte sich, nippte an ihrem Tee und beugte sich auf ihrer ledernen Couch nach vorn, um Reena etwas näher zu betrachten.

»Frau Vorbringer, drei unabhängig voneinander befragte Soldaten haben mir und meinem Kollegen in Mazar-i-Sharif bestätigt, dass Sie mit blinder Tötungsabsicht auf die Opfer losgegangen sind und dabei gar barbarisch vorgegangen wären. Einer sprach sogar von einer Art Wahn.«

»Sagt man das, ja?« Reena betrachtete ungerührt ihre Fingernägel, bemüht keine Regung zu zeigen. Sie glaubte zu wissen, was jetzt kommen würde. Gleich wäre Schrödingers Katze aus dem Sack.

»Frau Vorbringer«, Dr. Kaspers seufzte tief, als würde sie nicht gern sagen, was ihr als nächstes über die Lippen kam, »aufgrund der jüngsten Vorkommnisse hat man Ihre Krankengeschichte noch einmal gründlich durchforstet. Dabei hat sich herausgestellt, dass Sie früher in psychiatrischer Behandlung gewesen sind. Dies haben Sie bei der Bewerbung zum Militärdienst verschwiegen. Warum?«

Reena verkniff die Lippen. Sie konnte nicht verhindern, dass ihr Kopf in einer leichten Schwingung zu wippen begann, als wollte sie

damit ihren eigenen Befürchtungen zustimmen. Dieses Brandmal hörte nicht auf, ihr Schwierigkeiten zu machen. Immer und immer wieder stolperten ihre Arbeitgeber darüber.

»Weil sie mich dann nicht eingestellt hätten«, antwortete sie mit einer Stimme, die zu ruhig und zu gefasst klang. Am liebsten hätte sie Dr. Kaspers entgegengeschrien, dass diese Sache unausgesprochen bleiben sollte. Aber jetzt war vermutlich ohnehin nichts mehr an der Tatsache zu machen, dass sie aus dem Dienst genommen werden würde. Reena verbot sich, der Alten in diesem Moment die Frustration entgegenzubringen, die dieses leidige Thema mit sich brachte und hüllte sich stattdessen in abwartendes Schweigen.

Sie wollte nicht mit einer Fremden darüber sprechen, dass dieser auf sie gedrückte Psycho-Stempel ihr schon immer jegliche Zukunftschancen verbaut hatte. Dieses Kapitel hatte sie schon lange hinter sich gelassen, und nichts lag ihr ferner, als sich wieder in das Fegefeuer zu begeben, aus dem sie sich so mühevoll losgekämpft hatte. Gegen diese Hölle war der Krieg im Nahen Osten nur ein wohltuender Saunagang gewesen.

»Was war damals der Grund für Ihre psychiatrische Behandlung?«, erkundigte sich Dr. Kaspers und riss Reena damit aus ihren düsteren Gedanken.

Für einen kurzen Moment wollte diese all das Unrecht herschreien, welches ihr zugefügt worden war. Doch sie schwieg. Das alles gehörte begraben. Bloß daran zu denken, ließ ihre Muskeln verkrampfen. Außerdem hatte es rein gar nichts mit dem Vorfall in Afghanistan zu tun.

»Sie werden es doch garantiert auf Ihrem schicken Klemmbrett stehen haben«, gab sie die Frage kühl zurück.

»Ja, das stimmt. Auch wenn ich es gern von Ihnen selbst gehört hätte. Manche Patienten empfinden Ihr Leiden anders, als es vom behandelnden Arzt diagnostiziert wird. Dr. Tulip notierte damals eine *belastete Beziehung zur Mutter, soziale Unverträglichkeiten* sowie *plötzliche Wut- und Gewaltausbrüche ...*«, las Dr. Kaspers ab.

Reena rollte während der Aufzählung unwillkürlich mit den Augen. Sie kannte die Dokumentation und Diagnose ihrer damaligen Psychiaterin. Für die Bewerbung bei der Polizei hatte sie vor ein paar Jahren den kompletten Bericht von ihr einfordern und ihren Unterlagen beilegen müssen. Alles nur, weil sie zu naiv und ehrlich gewesen war, um diese Therapie ihrem zukünftigen Arbeitgeber zu verschweigen. Und dieses verfluchte Gutachten war letztendlich das gewesen, was sie ohne erneute Prüfung ihres Geisteszustandes direkt ins Aus befördert hatte.

»... des Weiteren wurde mittels eines HAWIK-Tests ein *überdurchschnittlich hoher IQ* bei Ihnen festgestellt. Später schrieb die Kollegin von *Depressionen, starkem Leistungsabfall in der Schule* und *Suizidgedanken*. Ich will ehrlich mit Ihnen sein: Das meiste davon spricht nicht gerade für eine stabile Persönlichkeit, die Dienst an der Waffe leisten kann«, endete Dr. Kaspers schließlich.

»Nein, tut es nicht«, bestätigte Reena. »Aber nur weil es in meiner Vergangenheit Probleme gab, heißt das nicht, dass ich plötzlich außer Kontrolle gerate. Ich habe während meiner Dienstzeit jeden Auftrag ausgeführt und niemals einen Befehl missachtet. Das alles ist lange her und-«

»Und doch sind die beiden Männer erst seit zwei Monaten tot«, unterbrach Dr. Kaspers Reenas Verteidigung in ernstem Ton.

Darauf konnte diese nichts erwidern, wollte sie auch gar nicht. Sich noch weiter zu rechtfertigen, kam ihr erbärmlich vor. An dem gefällten Urteil würde sie jetzt ohnehin nichts mehr ändern können. Also forderte sie lieber die Klärung ein, auf die sie schon die ganze Zeit wartete.

»Sagen Sie's mir einfach, Dok! Sagen Sie mir, dass ich wegen dieser Sache entlassen werde.«

Dr. Kaspers legte ihr Klemmbrett mit gefasster Bestimmtheit auf den winzigen Couchtisch und schlug die Beine übereinander.

»Nun, wenn Sie es so direkt haben wollen: Der Untersuchungsausschuss ist tatsächlich der Meinung, dass Sie durch Ihre psychiatrische Vorgeschichte und die jüngsten Vorfälle für den Dienst an der

Waffe untauglich sind. Der Verteidigungsminister wünscht keinerlei negative Publicity. Gerade im Anbetracht des angespannten Verhältnisses, das viele Bürger in dieser Zeit zur Bundeswehr haben ... Es tut mir leid, Ihnen das mitteilen zu müssen, aber Sie werden aufgrund dieser Umstände und Vorkommnisse umgehend aus Ihrem Dienstverhältnis entlassen.«

»Hm.« Reena nickte diese Hiobsbotschaft ab, als hätte Dr. Kaspers ihr gerade die Auswahl des Mittagmenüs in der Kasernenkantine vorgelesen. Jetzt da die Antwort ausgesprochen war, Schrödingers Katze tot in der Kiste lag, zerstreute sich ihre zehrende Unruhe und wich kalter Nüchternheit.

Sie hatte ohnehin damit gerechnet, dass dieser Tag einst kommen würde. Der Informationsfluss von einem Amt zum anderen gestaltete sich im Bürokratiewahnsinn Deutschlands zwar schwierig. Aber es war nicht unmöglich, eine Auskunft über die Krankengeschichte einer bestimmten Person zu bekommen, wenn ein gewisser Verdacht bestand.

Das nicht einmal zehn Minuten dauernde psychologische Eignungsgespräch beim Kreiswehrrersatzamt, das kaum mehr gewesen war als eine kurze Befragung nach ihren Beweggründen, Soldat zu werden, hatte sie leicht bestanden. Damals hatte eine simple Verneinung auf die Frage nach einer psychiatrischen Vorgeschichte, ausgereicht, um ihr Türen zu öffnen, die ihre Eltern ihr bereits in der Kindheit zugeschlagen hatten.

Reena hatte dazugelernt. Doch diese Lüge hatte sie nun offensichtlich eingeholt und prompt auf die Straße befördert.

»Ich verstehe. Sind wir dann hier fertig?« Reena konnte diesen grässlich gemütlichen Raum nicht länger ertragen. Sie wollte diese Niederlage allein feiern, sich mit einer Flasche Übersee-Rum irgendwohin zurückziehen und darüber fluchen, dass die Vergangenheit noch immer so ungerecht in ihr heutiges Leben pfuschte.

»Nein, wir sind nicht fertig!« Die plötzliche Strenge in Dr. Kaspers Stimme ließ Reena aufhorchen.

»Lass mich ihn schlachten, verfluchter Bastard! Ich werde deine Seele verschlingen und dich auslöschen!«

»Bitte was?« Reena glaubte, sich gerade verhöhnt zu haben.

»Das waren deine Worte, Reena«, half die Alte ihr auf die Sprünge, »als das fette Schwein Notter es wagte, deinem Zorn Einhalt gebieten zu wollen.«

Reena stutzte. Dr. Kaspers duzte sie für gewöhnlich nicht und sprach sie auch nicht mit ihrem Spitznamen an. Sie rätselte, ob diese aggressive Ausdrucksweise zu einem psychologischen Trick der Ärztin gehörte.

Doch bevor sie nachfragen konnte, ob alles in Ordnung sei, griff sich die alte Dame mit beiden Händen an die Schläfen, als ob ein plötzlicher Kopfschmerz sie plagen würde. Sie zog und zerrte mit ihren Fingern an ihrer ausgemergelten Haut, grub die Nägel tief ins Fleisch und schrie vor Schmerz laut auf.

Reena sprang entsetzt aus ihrem Sessel auf, wich zwei Schritte zurück. Was sie da vor sich sah, alarmierte sie in einer so schrecklichen Art und Weise, dass sie kein Wort aus ihrem Mund brachte.

Schwarzes Blut trat aus den Wunden hervor, die Dr. Kaspers mit ihren Nägeln ins eigene Fleisch bohrte. Sie versenkte die Finger tief in ihrer Gesichtshaut, um diese mit einer jähen Bewegung und einem lauten Schmatzen von ihrem Schädel zu reißen. Der lose Hautlappen, der einmal das Konterfei der alten Dame gezeigt hatte, baumelte nunmehr lose wie ein groteskes Lätzchen von ihrem faltigen Hals.

Reenas Augen wurden groß. Sie griff nach ihrer Waffe, nur um festzustellen, dass sie außer Dienst natürlich kein Beinholster trug. Sie trug gar nichts, war völlig nackt.

»Was?« Wirt ertastete sie eine heiße Flüssigkeit, die ihren linken Arm hinabströmte und ihre Finger netzte. Der Durchschuss an ihrer Schulter blutete wieder.

»Das Schlachtfest ist eröffnet, Reena! Es ist Zeit ...« Dr. Kaspers Stimme klang seltsam verzerrt und lenkte Reenas Aufmerksamkeit zurück auf die bizarre Gestalt vor sich. Auf dem abgepellten Schädel war ein neues Gesicht gewachsen, ein männliches Gesicht mit

wildem, schwarzem Bart und einem tiefen Loch über dem rechten Auge.

Sofort erkannte Reena jenen Taliban, den sie in dem belagerten Bergdorf erschossen hatte, jenen Mann, der seine Frauen und Kinder als Schutzschilder in die Fensteröffnungen seines Unterschlupfes gebunden hatte, als sein Haus umstellt gewesen war, jener Mann, der für die Verschleppung und grausame Misshandlung einer ganzen Reisegruppe verantwortlich gewesen war.

Ein Adrenalinstoß jagte durch ihren Körper. Kalter Schweiß drückte sich durch ihre Poren.

»Schieß, Reena!«, forderte das blutende Gesicht sie auf, doch Reena konnte nicht. »Armselig ...«, zischte das groteske Wesen und griff nach Dr. Kaspers Teebecher, der keiner mehr war. Er hatte sich in eines der Sturmgewehre, wie die Rebellen es getragen hatten, verwandelt.

Reenas Augen huschten panisch umher. In ihrer Nähe gab es nichts, das sie als Waffe nutzen konnte. Der Porzellanlöwe in Dr. Kaspers Regal schien ihre Machtlosigkeit auch noch mit einem diabolischen Grinsen zu verhöhnen.

Dann richtete sich auch schon der Gewehrlauf auf Reena, sodass sie nur noch in einen dunklen Tunnel starren konnte, ehe ein Projektil und ein ohrenbetäubender Knall ihr Bewusstsein durchschlugen.

Kapitel 2 - FRÜHSTÜCK

Mit einem lauten Keuchen schreckte Reena aus dem Schlaf. Ihr Körper war schweißgebadet, ihr Puls raste, ließ ihr Herz schmerzhaft fest gegen ihre Rippen schlagen. Um sie herum herrschte tiefe Finsternis. Das Geräusch einer Explosion dröhnte noch immer in ihren Ohren.

Blind schnellte ihre Hand neben ihren Nachtschrank und bekam den Griff ihres Katanas zu fassen. Doch bevor sie das armlange Schwert aus der Scheide ziehen konnte, gebot ihr Verstand ihr Einhalt: Der alarmierende Knall tönte lediglich aus einem Fernseher.

Erleichtert stellte Reena ihre Waffe zurück, lehnte sie an die kahle Wand, an der sie für den Notfall griffbereit auf Benutzung wartete. Mit einer fahrigen Bewegung strich sie sich die schwarzen Haarsträhnen aus dem Gesicht, um einen Blick auf den Radiowecker werfen zu können: 03:44 Uhr.

Gott, ich hasse diesen Kerl!

Jener Nachbar, den Reena *den Schlaflosen* getauft hatte, übertraf sich gerade mal wieder selbst mit der Auswahl seines spektakulären Fernsehprogramms. Nicht das erste Mal hatte sein die halbe Nachbarschaft beschallender Tumult sie nachts aus dem Schlaf gerissen.

Entnervt ließ Reena den Blick durchs Schlafzimmer wandern. Für einen kurzen Moment sackte ihr das Herz ein Stück tiefer, als sie eine Gestalt am Fuß ihres Bettes bemerkte. Allerdings identifizierte sie diese schnell als den harmlosen Wäscheständer, den sie vorm Zubettgehen aufgestellt hatte.

Noch immer erschien ihr alles ganz wirr. Es dauerte fast eine ganze Minute, bis Reena sich vollends bewusstwurde, dass sie sich in Sicherheit befand, dass niemand auf sie schoss, dass sie allein war ...

Sie hatte lange nicht mehr vom Krieg oder den Taliban geträumt. Für gewöhnlich beschränkten sich diese Träume auf das Dröhnen

von Schüssen, das Krachen von Sprengfallen und Wummern von Rotorblättern, die Rufe ihrer Kameraden, den grässlichen Staub und die Gesichter ... die von Schrecken erfüllten Gesichter jener Menschen, die dieses karge Land ihre Heimat nannten.

Dieser Albtraum aber hatte etwas besonders Groteskes an sich gehabt. Reena konnte sich schon gar nicht mehr richtig daran erinnern, aber was sie dort gesehen hatte, musste sie zu Tode erschreckt haben. Auch wenn sich ihr Herzschlag inzwischen beruhigt hatte, das Gefühl von Hilflosigkeit krallte sich noch immer wie eine unsichtbare Klaue um ihren Brustkorb. An Schlaf war nicht mehr zu denken.

Stattdessen streifte Reena ihre Bettdecke fort und schwang die Beine aus dem Bett. Sie brauchte etwas Licht, frische Luft und ein trockenes Shirt.

Als sie die Verdunklungsvorhänge zur Seite zog, strömte kühle Nachtluft zusammen mit dem grellen Licht einer Straßenlaterne in ihr winziges Reich. Der Fernseher des Schlaflosen schickte die Stimmen und übertriebenen Explosionsgeräusche seines stupiden Action-Krimis nun noch deutlicher zu ihr in den sechsten Stock hinauf.

Auch wenn der nervtötende Störenfried die Nacht mit schrillen Tönen und flackerndem Fernsehlicht verpestete, war Reena der Ausblick aus ihrem Fenster in den dunklen Stunden des Tages zehnmal lieber als am helllichten Tag.

In ein paar Stunden würde das ganze verdammte Viertel zum Leben erwachen: Kinder würden schreien und heulen, Hunde würden kläffen, laienhaft zusammengeschaubte BMW-Kreationen würden hupend über die Straßen brettern und Tauben überfahren, die dort Müll aufpickten. Der Alkoholiker aus dem vierten Stock würde wieder seine Nazi-Parolen vom Balkon grölen und die Kurdenfamilie, die sich nebenan zu fünft eine Zweizimmerwohnung teilte, würde mit laut aufgedrehter Heimatmusik dagegenhalten.

Reena hasste nicht nur ihren versifften Wohnblock, sondern die ganze verkommene Stadt, die in ihrer Dekadenz zu vergessen schien,

unter welchen Bedingungen die Leute in den Arbeitervierteln leben mussten. Was sie an ihrem bescheidenen Domizil aber über alle Maße schätzte, war die Anonymität. Sie kannte weniger als ein Viertel der Nachbarn in ihrem Wohnklotz mit Namen, obwohl sie hier schon seit zwei Jahren lebte.

Grässliches Pack!

Der Gedanke an all die vielen Menschen, die bald wieder wie betrunkene Ameisen auf den Straßen umherwuseln würden, stieß Reena sauer auf. Sie hatte genug frische Luft geschnappt, schloss das Fenster und ging in die Küche. Der Ausblick in die Plattenbausiedlung erinnerte sie jeden Tag aufs Neue daran, dass sie ebenso zu dieser Gegend gehörte wie der Penner, der neben dem Müllhäuschen wohnte und jedem, der vorbeikam, sein bestes Stück in eindeutiger Pose präsentierte.

Da Reena dank des Schlaflosen und seines Actionstreifens ohnehin keinen Schlaf mehr finden konnte, entschied sie sich, den Tag früh zu beginnen. Sie goss einen schwarzen Tee auf, drückte den Saft jener Zitrone hinein, die als einzige vom Schimmel unangetastet im Obstkorb lag, und spähte durch das Halbdunkel ihrer Wohnung.

Das Licht der Straßenbeleuchtung sickerte durch das Küchenfenster und strich die Wände in einem hässlichen orangenen Ton. Auch hier hörte sie die Rufe und das Quietschen von Reifen aus dem Fernseher des Schlaflosen. Zu allem Überfluss begann nun auch noch irgendwo im Haus ein Baby zu heulen, und Reenas Unmut über die Ignoranz ihrer Nachbarn steigerte sich mit jedem weiteren Ton, der ihre Trommelfelle belästigte.

Die Polizei zu rufen, um ihren wohlverdienten Schlaf einzufordern, war keine Option. Die Beamten hatten sicher Besseres zu tun. Der Schlaflose reagierte ohnehin nur äußerst selten auf Klingeln und Klopfen an seiner Wohnungstür, und Kinderlärm musste leider zu jeder Tages- und Nachtzeit toleriert werden. Allein daran zu denken, wie hoffnungslos ihr Wunsch nach Stille war, schürte einen Schwellbrand der Frustration in Reenas Brust.

»Was meinst du, Elmar?«, fragte sie, als sie mit ihrem Tee ins Schlafzimmer zurückkehrte, um wenigstens dem nervigen Baby-Geplärr zu entkommen. »Was mache ich mit diesem Tag?«

Reena hatte den Vorhang nicht wieder vorgezogen, um durch das von draußen hereinscheinende Licht an der Stromrechnung zu sparen. Beleuchtet vom grellen Orange der Laternen sah ihr Mitbewohner fast so aus, als wäre auch er gerade erst aus tiefem Schlaf erwacht. Er saß entspannt wie immer auf der linken Seite ihres Betts und machte ihr einen unerwarteten Vorschlag.

»Einkaufen gehen!? Ist das dein Ernst?«

Manchmal zweifelte Reena an Elmars Glaubwürdigkeit, aber wenn sie genauer darüber nachdachte, war sein Vorschlag eigentlich keine so dumme Idee.

Um diese Uhrzeit ist noch nicht so viel Gesocks unterwegs und Alibaba hat ohnehin immer offen ...

Entschieden trank Reena aus, zog sich die olivfarbene Cargohose an, die so gut zu der Farbe ihrer Augen passte und in der sich problemlos ein ganzes Medi-Kit verstauen ließ. Der robuste Stoff und die vielen Taschen an den Hosenbeinen erinnerten sie an ihre Feldbekleidung, die sie seit der Entlassung nicht mehr tragen durfte.

Mit einem Hauch von Wehmut ließ Reena ein kleines Klappmesser und ein Verbandspäckchen in die Taschen gleiten, ehe sie einen dunklen Kapuzenpulli überstreifte. In diesem Viertel hatte es schon Ehrenmorde, Bandenkriege, Vergewaltigungen und tödliche Raubüberfälle gegeben. Das Verbandspäckchen war eine Angewohnheit aus vergangenen Zeiten, die Klinge aber nötig, um sich in dieser Wohngegend nicht allzu schutzlos zu fühlen und im Notfall eine wirkungsvolle Selbstverteidigung gewährleisten zu können.

»Pass auf unsere Wohnung auf!«, verabschiedete sie sich von ihrem Mitbewohner, schlüpfte in ein Paar flache Sneakers und trat mit einem Jutebeutel ausgerüstet aus der Wohnungstür.

Reena schloss immer zweimal ab. Es liefen manchmal komische Typen durch das Treppenhaus, die aussahen, als würden sie sich alles unter den Nagel reißen, das nicht festgebunden war. Sie glaubte

zwar nicht, dass sich in ihrer Wohnung etwas befand, für das sich ein Einbruch lohnen würde, aber diese schäbige Unterkunft war ihr einziger Rückzugsort in einer Welt, die ihr mit jedem Tag immer hässlicher und verkommener erschien. Und diesen galt es zu beschützen, so gut es nur ging.

Alibabas Super-Supermarkt befand sich nur ein paar Häuserblocks weiter und machte seinem Namen alle Ehre, indem er seine Super-Angebots-Preise rund um die Uhr anbot. Nur zu muslimischen Feiertagen, die Reena sich nie hatte merken können, hing ein Geschlossen-Schild in der Glastür des bescheidenen Ladens.

Auch heute Nacht hatte er geöffnet, und Reena fand dank der kalten Beleuchtung zwischen getrockneten Dattelbergen und Fertig-Köfte schnell, was ihr noch zum Frühstück fehlte: eine Packung Milch, Toast und frische Zitronen.

Sie bezahlte die zwei Euro und siebenunddreißig Cents in bar, wobei ihr auffiel, dass ihr Geldbeutel zum Monatsende schon wieder ziemlich schmal geworden war. Eine schläfrig aussehende Ladenaushilfe mit blauem Kopftuch nahm die Münzen entgegen, ohne ihre Kundin auch nur anzusehen oder ein Wort an diese zu richten.

Das Desinteresse der Kassiererin störte Reena nicht. In dieser Gegend begrüßte man nur seine Freunde mit einem Lächeln, und davon hatte sie in der ganzen Stadt nur einen einzigen.

Als sie den Laden verließ, kamen ihr die Straßen des Viertels noch dunkler vor als zuvor. Während sie sich an das Zwielicht zu gewöhnen versuchte, sah sie ein paar Rowdies in billigen Trainingsjacken, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite den Lack eines zum Parken abgestellten Audis zerkratzen und sich dümmlich lachend zu ihren Kunstwerken gratulierten.

Hunderte Euros Schaden in wenigen Sekunden ...

Reena brauchte keinen zweiten Blick verschwenden, um zu erkennen, dass die beiden Kerle alkoholisiert waren. Obwohl sie blinden Vandalismus nicht ausstehen konnte, hatte sie schon lange

aufgehört, sich über die Umstände in dieser Gegend zu beklagen. Das hier war nicht ihr Bier. Also warum einmischen?

Solange sie meine Maschine in Ruhe lassen ...

Mit einer bizarren Mischung aus Besorgnis und Freude dachte Reena an die Versys, die im Hinterhof ihrer Wohnanlage unter einer schwarzen Plane auf sie wartete. Sie wollte sich nicht ausmalen, dass solche Typen sich auf so feige Weise an dem einzigen Luxus abreagieren könnten, den sie sich je geleistet hatte.

Rasch schüttelte sie diesen unangenehmen Gedanken ab und schlug zielstrebig den Heimweg über die Parkstraße ein. Dort blendete das Licht der Laternen nicht so stark und wie der Name bereits verriet, grenzte der Gehsteig an eine Grünfläche, die kaum den Namen Park verdiente. Mit modernen Metallskulpturen unter den geometrisch angepflanzten Linden konnte der Stadtrat diese Gegend auch nicht aufwerten.

Ab und an wehte der Nachtwind den Geruch von feuchtem Herbstlaub, aber auch den Gestank von Urin und Hundekot zu Reena herüber. Das alles trug nicht unbedingt zur Besserung ihrer Laune bei. Sie hatte gehofft, sich mit dem Einkauf von ihren Lebensumständen ablenken zu können, aus dem Rattenloch herauszukommen, in dem sie zusammen mit hunderten anderen quiekenden Ratten eingepfercht war. Doch stattdessen bewirkte ihr kleiner Ausflug gerade das Gegenteil.

Dieses ganze Viertel, nein, diese ganze Stadt ist verkommen!

Zu allem Überfluss hörte Reena seit geraumer Zeit schon Schritte hinter sich. Unstete Schritte von mindestens zwei Personen, die ihren Gehsteig teilten, vielleicht zwanzig Meter hinter ihr. Ein Seitenblick in die spiegelnde Fensterfront eines Second-Hand-Geschäftes auf der anderen Straßenseite gab Reena Gewissheit: Die beiden Vandalen, die sie vor Alibabas Super-Supermarkt beobachtet hatte, hatten scheinbar auch sie bemerkt und stolperten nun mit einer fast gänzlich geleerten Flasche Hochprozentigem hinter ihr her.

Reena zog die Möglichkeit in Betracht, dass die beiden rein zufällig ihren Weg nahmen. Die Tatsache aber, dass sie nicht miteinander

redeten und auch ihr debiles Gelächter verklungen war, verstärkte ihre Annahme, dass die Kerle sich womöglich bereits abgesprochen hatten und nun ein festes Ziel verfolgten.

Reenas Blick huschte zu ihrer Linken. Der Park war weniger gut beleuchtet als die Straße. Einige der im Grün installierten Laternen funktionierten nicht und spendeten damit genügend Schatten für allerlei Arten von kriminellen Aktivitäten.

Kommt schon, seid nicht dumm, Jungs ... Sehe ich aus, als würde ich Diamanten mit mir herumtragen?

Sich nicht durch Auffälligkeiten abzuheben, sich der Umwelt so gut es ging anzupassen, hatte Reena bereits in der Grundausbildung gelernt. Sie hatte sich auch diesem Viertel angepasst: kein Schmuck, kein Glanz, keine Dinge, die in irgendeiner Weise auf Reichtum schließen ließen. Stille Tarnung war manchmal die beste Art der Verteidigung, aber das schienen die beiden Kerle in ihrem Rauschzustand nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Mit ihrer Ahnung breitete sich auch ein eisiges Gefühl in Reenas Brustkorb aus. Ihr Mund wurde trocken und die Haare auf ihren Armen stellten sich trotz des wärmenden Pullovers auf. Ihr Körper signalisierte ihr drohende Gefahr, und ein Teil von ihr begrüßte dieses Gefühl wie einen alten Bekannten.

Die Schritte waren jetzt näher, gingen schneller, beschleunigten sich zusammen mit Reenas Puls. Sie ließ den Blick schweifen, ohne sich umzusehen. Gerade hatte sie eine Laterne passiert. Wenn die Typen ihr zu nahe kommen würden, würden sie dabei ihre torkelnden Schatten in ihr Sichtfeld werfen.

Zu ihrem Bedauern hatte Reena die spiegelnde Ladenfront bereits hinter sich gelassen und mit ihr auch die einzige Möglichkeit, die beiden Kerle genauer in Augenschein zu nehmen, ohne sich auffällig nach ihnen umzudrehen.

Ihr Wohnblock lag allerdings noch ein gutes Stück entfernt, zu weit, um ihn mit ein paar schnellen Schritten zu erreichen. Außerdem wollte Reena diese Idioten nicht geradewegs zu ihrem Rückzugsort führen. Damit blieb ihr nur eine Möglichkeit.

Entschlossen blieb sie auf halber Strecke zur nächsten Laterne stehen und drehte sich provokant zu ihren Verfolgern um. Meistens reichte das aus, um bei diesen ein Gefühl des Ertappt-worden-Seins auszulösen und sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Reena hoffte, dass diese Offensive auch heute funktionieren würde, doch für den Ernstfall studierte sie die beiden noch immer näherkommenden Männer genau:

Der Größere der beiden schien auch der Ältere zu sein. Reena schätzte ihn auf Mitte zwanzig. Seine mandelförmigen Augen, die langen Wimpern und der dunkle Teint verrieten, dass sich in seinen Genpool höchstwahrscheinlich etwas Orientalisches mischte. Er versteckte sein kurzgeschorenes Haar unter einem Basecap und schien dem Umfang seiner Oberarme nach zu urteilen regelmäßig im Fitnesscenter um die Ecke zu trainieren. Das dämliche Grinsen und die zielstrebige, fast offene Art, mit der er sich Reena näherte, ließen sie zu dem Schluss kommen, dass er nicht nur ein bisschen, sondern ziemlich viel getrunken haben musste.

Ein Vollzeit-Pumper, der sich die Werte seiner Religion vermutlich so formt, wie sie ihm passen ..., spekulierte sie und warf einen prüfenden Blick auf seine Begleitung.

Der kleinere, sehr viel schwächere Kerl trug einen abgetragenen, grauen Jogginganzug, der aussah, als hätte er ihn direkt aus einem Alt-Kleider-Container gefischt. Sein Haar hing ihm in schmutzig-braunen Strähnen über die Augen. In seiner rechten Hand hielt er eine Flasche mit kristallklarem Inhalt.

Was Reena jedoch beunruhigte, war sein Körpersprache: Seine Augen huschten nervös umher und immer wieder wischte er sich Dreck aus dem Gesicht, der gar nicht da war. Als er näher kam, sah Reena zuerst die roten Ränder um seine Augen, dann die geweiteten Pupillen und erkannte darin den Grund für sein seltsames Verhalten.

Und sein Kumpel das nervöse Erdmännchen, das gerne mal die ein oder andere Tablette einwirft. Auf der Suche nach großen Abenteuern ...

Wäre das hier eines der MMORPGs gewesen, mit denen sich Reena gelegentlich die Freitag-Abende vertrieb, hätten die beiden zweifellos die Rollen eines Barbaren und eines Magiers, der gerade seinen Zaubersaft geschluckt hatte, eingenommen.

Der absurde Gedanke amüsierte Reena und sie konnte sich ein kleines Lächeln nicht verkneifen.

Anstatt langsam weiterzuschlurfen, um die nächste Quest in dieser Nacht zu erledigen, stoppten die beiden Helden ein paar Schritte vor ihr und der Barbar gab sich Mühe, ein Gespräch zu eröffnen.

»Hey Süße, noch so spät unterwegs?« Reena reagierte nicht auf die Floskel, die ihr schmeicheln sollte, und korrigierte stattdessen lieber die angesprochene Uhrzeit.

»Wohl eher: So früh schon unterwegs. Es ist schon fast Morgen«, gab sie mit kühler Stimme von sich. Sie wich dem Blick des Hünen nicht aus, erkundete durch ihr peripheres Blickfeld jedoch weitere Details an den beiden, die ihr im Ernstfall nützlich sein könnten.

Der Muskelprotz lachte nur, als hätte Reena den besten Witz gerissen, den er je gehört hatte, und erklärte im Anschluss, was ihn und seinen Kumpel so lange wachgehalten hatte.

»Weißt du, mein Freund Mick hier wurde gerade von seiner Alten verlassen. Die Schlampe hat ihn einfach rausgeworfen ...«

Vermutlich aus gutem Grund ...

»Und deswegen zerkratzt ihr Autolack?«, versucht Reena das Gespräch in eine Richtung zu lenken, die die beiden vielleicht vergessen lassen würde, was sie sich vorgenommen hatten. Doch während der Barbar noch überlegte, was er auf ihre Frage erwidern sollte, mischte sich ganz unverblümt der nervöse Magier in ihr Gespräch ein.

»H-hast du Kohle?« Die Flasche zitterte in seiner Hand, doch sein Blick blieb starr. Scheinbar wollte er, anders als sein Gefährte, sofort zum Punkt kommen und sich nicht die Mühe machen, Reena mit einem belanglosen Gespräch in Sicherheit zu wiegen.

»Nein, bedauere. Ich war gerade einkaufen. Hab' leider nur noch ein paar Cents«, antwortete Reena wahrheitsgemäß. Sie wollte diese

Konfrontation lieber friedlich regeln. Mit einem gezwungenen Lächeln hob sie präsentierend ihren Jutebeutel. Doch dem Junkie schien dies als Beweis nicht zu genügen.

»G-Glaub ich nicht! M-Mach mal deine Taschen l-leer!«, verlangte er ungeduldig und stürzte auf Reena zu. Diese trat einen Schritt zurück und ließ dadurch dessen bleiche Hände ins Leere greifen.

»Kein Grund, Angst zu haben, Süße!«, empfahl ihr der Barbar und kam nun ebenfalls einen energischen Schritt auf Reena zu. Dieser entging nicht, dass die beiden versuchten, sie vom Gehsteig in Richtung Park zu drängen. Ob sie es rein intuitiv taten, wie ein Raubtier seine Beute von der Herde trennt, oder dieser Handlung ein Plan vorausging, wusste Reena nicht. Aber sie wusste, dass sie diesen unfreiwilligen Standortwechsel nicht zulassen würde.

»Ihr geht jetzt besser weiter«, gab sie ihnen eine faire Warnung. Doch die Männer schienen mit so viel Testosteron und anderen Substanzen vollgepumpt zu sein, dass sie ihren ernstesten Worten keinerlei Beachtung schenkten.

»Wir wollen aber nicht weitergehen. Micky ist völlig fertig. Er könnte etwas Trost gebrauchen.«

»Dann soll er sich dafür ein Mädchen aus dem CarpeNoctem aussuchen. Für 'nen Zwanziger machen die alles«, empfahl Reena bissig. Mit Freundlichkeit kam sie bei diesen Tölpeln anscheinend nicht weiter. Also würde sie versuchen müssen, sie zu vertreiben, was sich zu ihrem Ärger im Körper einer schlanken, jungen Frau nicht besonders gut bewerkstelligen ließ.

Erneutes Lachen aus dem Mund des Barbaren bewies, wie nutzlos ihr Tonwechsel war. Von seinem Kumpel kam nur ein heiseres Glucksen. Mit der Flasche in der Hand kratzte er sich nervös in der linken Ellenbogenbeuge. Reena entging diese beiläufige Geste nicht.

»Die Mädchen aus dem Noctem sind gerade nicht hier, du schon. Warum bist du nicht so nett, und hilfst ihm?«, schlug der Hüne vor. Als Meinungsverstärker zog er ein Springmesser aus seiner Hosentasche und hielt es halb versteckt neben seiner Hüfte. Reena sah das

polierte Metall im Laternenlicht glänzen. »Du bist bestimmt so nett, oder?«

Ganz bestimmt nicht!

Mit dieser subtilen Drohung driftete die Situation ungebremst in eine Richtung ab, die Reena um jeden Preis hatte verhindern wollen. Sie atmete tief ein, festigte ihren Stand, fokussierte die schmale Klinge in der Hand des grinsenden Barbaren. In ihrer Brust pochte es stärker, die Kälte in ihrem Innern schien sich mit jedem Herzschlag zu verdichten.

Eins stand fest: Sie würde nicht wie ein kleines Mädchen schreiend in Richtung Park davonstürmen, sich einholen und zu Boden reißen lassen. Lieber würde sie eine Narbe riskieren, als diesen Gestalten zu geben, wonach sie verlangten. Sie kniff die Lippen zusammen und ihre Züge wurden hart.

»K-Komm schon!« Der ungeduldige Junkie machte erneut den Fehler, nach vorn zu stürzen und ihren Arm zu greifen.

Obwohl sie bei dieser Berührung ein widerliches Gefühl des Ekels verspürte, ließ Reena sich von ihm packen, allerdings nur, um einen wirkungsvollen Gegenangriff ausführen zu können: Sie ließ ihre Einkäufe fallen und stieß gleichzeitig ihre Fingerknöchel in seine gestreckte Ellenbogenbeuge.

Wie sie es vermutet hatte, heulte der Junkie sofort laut auf und zog den Arm schützend an die Brust. Reena nutzte seine kurzzeitige Verwirrung, fasste den Kopf des vor Schmerz vornübergebeugten Halbstarcken mit beiden Händen und rammte ihr Knie in dessen Gesicht.

»Na, entzündete Einstichstellen?« Sie kam nicht umhin, ein wenig Schadenfreude über die Schwachpunkte ihres Kontrahenten zu empfinden, welcher in diesem Augenblick winselnd zu Boden ging.

Unterdessen schien der Barbar erst jetzt zu realisieren, dass Reena nicht die leichte Beute war, für die er sie gehalten hatte. Mit der Situation überfordert und unschlüssig, was er tun sollte, entschloss er sich für die Flucht nach vorn und rammte sein Messer mit einem derben Aufschrei in Reenas Richtung.

»Kahba!«

Sein Angriff kam dem Paradebeispiel gleich, welches sie unzählige Male in der Nahkampfausbildung hatte üben müssen: Der rechte Arm ihres Gegners schoss mit der Messerklinge vor. Sie machte einen Ausfallschritt zur Seite, lenkte seine Waffe mit einem Schlag gegen dessen Unterarm ab, griff zu und stieß ihm den linken Ellenbogen gegen den seitlichen Halsmuskel.

Erschrocken schnappte der Muskelberg nach Luft. Das Messer entglitt seinen Fingern und landete klirrend auf dem Gehsteig. Reena stellte ihren Fuß darauf und zog nun ihre eigene Klinge.

»Verpissst euch, ihr Wichser! Macht, dass ihr wegkommt!«

Ihr verärgertes Ruf zusammen mit ihrer nach vorn gerichteten Waffe schien nun endlich die gewünschte Wirkung zu zeigen. Der Barbar hob die Hände beschwichtigend vor sich und wich mit vor Schreck geweiteten Augen und hochgezogenen Schultern ein paar Schritte vor Reena zurück. Diese konnte sehen, dass er Schwierigkeiten hatte, richtig zu atmen, aber ihrer Meinung nach geschah ihm das ganz recht.

Ein Geräusch hinter ihr lenkte ihre Aufmerksamkeit zurück auf den Junkie. Er kauerte noch immer am Boden, nestelte benommen an seiner Trainingsjacke herum und zerrte zu Reenas Entsetzen mit zitternden Fingern eine Pistole aus einer der Taschen hervor.

Fuck! Das darf doch nicht wahr sein!

»Ey, mach keinen Scheiß, Mick!«, hörte sie den eingeschüchterten Athleten hinter sich keuchen. Seine von Angst durchtränkten Worte zerstoben in Reenas Ohren wie Sprühnebel. Als der Junkie die Waffe bedrohlich auf ihren Oberkörper ausrichtete, schienen der Rest der Welt dunkel und alle Geräusche tonlos zu werden.

Verflucht!

Ihre nächste Bewegung überlegte Reena sich gut. Eine Schusswaffe beendete jeden Nahkampf durch ihre bloße Anwesenheit. Dem mit Drogen vollgepumpten Micky traute sie jede Dummheit zu. Sie wusste, auf der Suche nach dem nächsten Rausch dachten solche Menschen nicht mehr an die Folgen ihrer Taten, waren sich kaum

bewusst, was sie sich und anderen dabei antaten. Und doch konnte sie es nicht ausstehen, in den bebenden Lauf einer schief gehaltenen Pistole zu blicken.

»Hör auf, dieses Ding auf mich zu richten«, knirschte sie mit bemüht ruhiger Stimme. Sie hätte ihm die Worte lieber in sein blutendes Gesicht gebrüllt, hielt sich aber zurück, um ihn nicht zu einer unüberlegten Handlung zu animieren.

»Scheiße! Wo hast du das Teil her?!« Der Barbar schien ebenso überrascht wie sie zu sein, trug seine Verblüffung im Gegensatz zu ihr allerdings offen auf der Zunge. Allem Anschein nach kannte er seinen Kumpel nicht so gut, wie er gedacht hatte.

»H-Halt die Klappe!«, schnauzte dieser. Obgleich sie zitterte, die Schusswaffe in seiner Hand machte ihn nun unverkennbar zum Befehlsgeber der beiden. »Halt s-sie f-fest!«

Seine stotternde Forderung schnitt unangenehm in Reenas Deeskalations-Pläne. Sie rührte sich noch immer nicht, obwohl in ihrem Inneren ein Kampf tobte. Das frostige Gefühl in ihrer Brust wandelte sich zu einem heißen Pochen. Sie spürte ihren Herzschlag in ihren Ohren, in ihren Halsschlagadern. Adrenalin schoss wie eine entzündete Lunte durch ihren Körper.

Nein ... nein!

Sie hörte den Muskelprotz hinter sich treten, sah vor sich wie sein Schatten die Arme hob, um dem Befehl zu gehorchen. Ihre eigene Silhouette zitterte im Licht der Laterne wie ein Zweig im Novemberwind.

»Nein, bleib weg!«, brüllte sie.

Nicht wissend, dass dieser Einspruch keinesfalls an ihn gerichtet war, ließ sich der Barbar ebenso wenig davon beeindrucken. Und in dem Moment, als seine Hände Reenas Arme packten, erreichte die brennende Lunte ihre Sprengladung.

Die Kälte in Reenas Brust implodierte, riss ein Loch in ihr Inneres, aus dem etwas herauskroch, was tief geschlafen hatte.

Der Gedanke an ihr Scheitern durchflutete sie wie ein letzter klarer Geisterblitz. Sie hörte ein Lachen, ein schrilles, irres Lachen, das

aus ihrer eigenen Kehle tönte. Ihre Finger zuckten, streiften hastig gegeneinander, als wollte sie durch die Reibung ein Feuer entfachen. Doch kein Feuer hätte die Dunkelheit vertreiben können, die sich mit ihrem Lachen einen Weg in diese Welt kämpfte.

»W-Was i-ist mit ihr?«, hörte sie den Junkie von weit her quieken.

»Das ist 'ne Verrückte!«, tönte es nah an ihrem Ohr. Sie spürte, den Griff um ihre Arme stärker werden. Dann geriet ihr Bewusstsein ins Stolpern, stürzte hinter einen schwarzen Vorhang. Das Lachen verebbte und stattdessen drangen Worte aus ihrem Mund, seine Worte, über die sie keine Kontrolle hatte und die sie doch sprechen musste:

»Narren! Ihr hättet fortlaufen sollen, als ihr es noch konntet!«

Was dann geschah entzog sich Reenas Sinnen, fast als hätte ihr jemand einen Sack über den Kopf gestülpt. Nur vereinzelt nahm sie Bilder und Geräusche wahr. Sie spürte, wie ihr Körper sich anspannte und nach vorn bewegte, sah den Barbaren plötzlich in verrenkter Haltung zu ihren Füßen liegen. Der Junkie drückte mehrmals den Abzug, doch kein Schuss zerriss die Nacht.

»Zu dumm, um deine Waffe zu entsichern!« Die Stimme dröhnte wie Donnerrollen aus ihrem Mund und plötzlich spürte Reena kaltes Metall in ihren Händen. Der Schlitten der Pistole trennte sich unter ihren Fingern vom Rest der Waffe. Sie hörte Verschluss, Magazin und Feder neben sich auf den Boden fallen.

Dann sah sie das Gesicht des Junkies und hinter diesem das Straßenpflaster. Mit jeder Sekunde wurde sein eingefallenes Antlitz blutiger, unförmiger. Jemand drosch mit dem Griffstück der auseinandergenommenen Pistole auf seinen Kopf ein, immer und immer wieder. Sie hörte Schreie, die nicht von einem Menschen stammten, und sah mehr Blut aus den Öffnungen seines Kopfes quellen.

Das Gurgeln einer sich mit Blut füllenden Kehle vermischte sich mit dem Brechen von Zähnen und einem heiseren Lachen, das mit jedem Ton tiefe Kerben in ihre Seele zu kratzen schien.

Dann spürte sie Scherben in ihren Händen.

»Mal sehen, wie schön man deinen Lack zerkratzen kann!« In deformierter Haut bildeten sich Furchen und Gräben. Dunkle Ströme quollen daraus hervor, bildeten ein exotisches Muster ...

Und Reena labte sich an diesem Anblick, als hätte es nie ein köstlicheres Frühstück gegeben.

Kapitel 3 - FLUCHT

»Einkaufen! Das war verflucht nochmal eine Scheiß-Idee!«, schnauzte Reena Richtung Schlafzimmer, als sie die Wohnungstür sicher hinter sich geschlossen hatte. Durch den schmalen Flur konnte sie Elmar auf dem Bett sitzen sehen. Er wirkte gelassen wie eh und je und schien nicht im Geringsten zu ahnen, was er mit seinem Vorschlag angerichtet hatte.

Reena hingegen verspürte nichts von der Ruhe, die ihr Mitbewohner für gewöhnlich auf sie ausstrahlte. Ihre Lungen flatterten noch immer vom rasanten Spurt, den sie vom Park bis zu ihrem Wohnblock hingelegt hatte.

Vor ein paar Minuten war sie in den Überresten des Junkies zu sich gekommen. Sein Gesicht war kaum noch als solches zu erkennen gewesen. Reena hatte nicht allzu genau hingesehen, sich lieber daran gemacht, den Tatort so schnell es ging zu verlassen.

Das Blut des Junkies war im Schutz der Dunkelheit mit dem dunklen Stoff ihres Pullovers verschmolzen. Im hellen Licht ihrer Flurbeleuchtung erkannte sie nun aber deutlich, dass ihre Kleidung aussah, als hätte sie dem Dauerfeuer einer Paintball-Party standhalten müssen.

»Verdammt!«

Reena bedeckte ihr Gesicht mit den rotverfärbten Händen. Das gerinnende Blut, welches zäh wie Baumharz an ihren Fingern klebte, blendete sie dabei vollkommen aus. Sie hatte größere Sorgen: Der Junkie war tot, mehr als das. Er war regelrecht niedergemetzelt worden und sie für diese Schweinerei verantwortlich. Auch wenn sie keinerlei Mitleid für einen Kerl empfand, der sich selbst und seiner Umwelt nur geschadet hatte, der in tödlicher Absicht eine Waffe auf sie gerichtet hatte, brachte sein Ableben ein Bedauern anderer Art mit sich.

Reena war überzeugt davon, dass die Welt ohne diesen Bastard eine bessere war. Aber sie hatte um jeden Preis vermeiden wollen, dass diese dunkle Seite an ihr zum Vorschein kam. Dennoch war es geschehen und ließ sich nun nicht mehr rückgängig machen.

Dieser Idiot hätte nicht auf mich zielen sollen!

Erschöpfung und der Gedanke, erneut versagt zu haben, zwangen sie auf die Knie. Leise fluchend raufte Reena sich auf dem PVC-Boden kauern das verkrustete Haar. Ihr letzter Ausfall war so intensiv gewesen, wie schon lange nicht mehr. Und sie wusste, dass ihr das Schlimmste an diesem Blackout noch bevorstand. Deshalb musste sie handeln, bevor es zu spät dafür sein würde.

Entschlossen, nicht in den Strudel des Chaos zu stürzen, der sich vor ihr auftat, raffte sie ihre Gedanken zusammen: Draußen herrschte noch immer tiefe Finsternis. Weder auf den Straßen noch auf dem Hausflur war ihr jemand begegnet. Niemand hatte sie in diesen blutigen Klamotten heimkehren sehen. Zumindest hoffte Reena das. Ihre Wahrnehmung schwächelte noch immer, blendete einige Dinge aus und nahm andere umso deutlicher wahr.

So schwer es ihr in diesem desolaten Zustand auch fiel, sie versuchte, logisch zu überlegen, was die Geschehnisse nach sich ziehen würden.

Bald schon wird irgendetwas diesen Abschaum finden. Die Polizei wird aufkreuzen und im schlimmsten Fall dem gesamten Viertel Fragen stellen ...

Eine ganze Flut an Spekulationen spülte plötzlich durch Reenas Kopf:

Mit Sicherheit würde auch die Verkäuferin aus Alibabas Super-Supermarkt befragt werden. Sie würde sich an ihre frühe Kundin erinnern. Vielleicht hatte sie auch die beiden unangenehmen Typen auf der gegenüberliegenden Straßenseite gesehen ...

Den Worten des betrunkenen Muskelprotzes würde wohl kaum jemand Glauben schenken, sofern er überhaupt noch lebte und nicht ebenfalls Opfer ihres Ausbruchs gewesen war. Reena konnte sich zumindest nicht daran erinnern, ihn fortlaufen gesehen zu haben.

Doch auch eine unbedeutend erscheinende Zitrone am Straßenrand, die ihr während der Auseinandersetzung aus dem Jutebeutel gerollt war, konnte bei der Überprüfung von Alibabas Verkäufen zu einer Spur werden, die letztendlich zu ihr führen würde.

Vielleicht würden die Beamten schon bald bei ihr vorbeischauen, und in ihr jene Kundin erkennen, die laut Aussage der Verkäuferin Zitronen bei ihr gekauft hatte. Zwar würden sie ihr nur aufgrund eines Einkaufs und einer am Tatort gefundenen Zitrusfrucht nichts Handfestes nachweisen können, doch es bestand immerhin die Möglichkeit, dass Reena sich bei der Befragung selbst verraten oder verdächtig machen würde.

Vielleicht schickte die Polizei ja ausnahmsweise einen klugen Kopf vorbei, jemanden der die richtigen Fragen stellte und sich nicht mit einem unschuldigen Lächeln und netten Worten abwimmeln ließ.

Unter Umständen würde sie dann unter Stress stehen und wenn man freundlich nach ihren Fingerabdrücken fragen würde, die vermutlich auch an der Mordwaffe zu finden waren, dann ...

Nein!

Reena wollte nicht weiterspinnen, was alles geschehen könnte. Die ganze Situation war ihr zu heikel. Bereits auf dem Weg zurück zu ihrem Wohnklotz hatte sie in Erwägung gezogen, für eine Weile auszureisen. Nicht nur, um der Befragung der Polizei und dem Trubel zu entgehen, sondern auch um Abstand von diesem ruhelosen Ort zu gewinnen. Dieser spontane Gedanke festigte sich nun immer mehr zu einem Vorhaben.

Sie musste fort aus dieser kranken Stadt, musste etwas anderes sehen als die Betonbauten des Arbeiterviertels. Wenn sie daran dachte, was in den nächsten Stunden mit ihrem Körper geschehen würde, erschienen ihr Baby-Geplärr und zu laut gestellte Fernsehgeräte abstoßender als je zuvor.

Reena atmete noch einmal tief ein und aus, erinnerte sich an ihren Notfallplan. Sie ermahnte ihren von Adrenalin zitternden Körper zur Ruhe und ging im Kopf durch, was zu tun war: Zuallererst musste das Blut weg.

Entschieden stand sie auf und eilte ins Bad. Dort riss sie sich die feuchte Kleidung vom Körper und stopfte diese in eine Plastiktüte. Anschließend stellte sie die Dusche an und beseitigte mit viel Seife und Schrubben alle Blutspuren auf Haut und Haaren. Es musste inzwischen nach 5 Uhr sein und niemand würde sich über das Geräusch des laufenden Wassers am Donnerstagmorgen wundern.

Anschließend stürmte sie ins Schlafzimmer, zog sich ihre schwarze Lederhose, wadenhohe Stiefel und ein warmes Oberteil an. Darüber warf Reena ihre ebenfalls aus schwarzem Leder gefertigte Motorradjacke.

Unter ihrem Bett wartete ein Rucksack, vollgepackt mit Wechselkleidung, Hygieneartikeln, den wichtigsten Medikamenten und allerhand nützlichem Zeug, das sie für eine spontane Reise gebrauchen konnte. Sie packte ihren Laptop zusammen mit allem Bargeld, das sie besaß, hinein und stopfte den Plastikbeutel mit der blutigen Wäsche ganz oben drauf.

»Raus aus dem Bett! Wir verreisen!«, verkündete sie, packte Elmar und verstaute ihn, bevor er Widerworte geben konnte, in einer Seitentasche. Das konnte ihr Mitbewohner zwar überhaupt nicht ausstehen, weil durch die beengende Behausung seine Filzstacheln verknickten, aber darauf konnte Reena heute keine Rücksicht nehmen.

In der Küche schrieb sei eine kurze Notiz an Hannes, einen Nachbarn aus dem ersten Stock. Er arbeitete bei derselben ausbeuterischen Zeitarbeitsfirma wie Reena und sollte sie dort für die nächsten Tage entschuldigen. Eine seiner besten Eigenschaften neben seiner Fähigkeit, ihre krakelige Schrift entziffern zu können, war, dass er keine Fragen stellte. Also genügte ein knapper Dreizeiler:

Musste mal raus. Streich mich aus dem Raid am Freitag. Weiß noch nicht, wann ich wiederkomme. Gib bitte auch bei Willecks Bescheid.

Reena

Sie faltete den Zettel, lugte noch einmal in alle Räume ihrer winzigen Wohnung hinein, um sich zu vergewissern, dass sie nichts vergessen hatte. Dabei fiel ihr Blick auf das Katana neben ihrem Bett. Eigentlich diente das asiatische Schwert nur dem Zweck, Reena ruhiger schlafen zu lassen. Immer wenn nachts jemand mit quietschenden Reifen anfuhr oder einen der grässlich lauten Polen-Böller zündete, schreckte sie auf und war froh, es neben sich zu haben.

Eine handliche Pistole wäre ihr für die persönliche Selbstverteidigung lieber gewesen, aber sich eine aus dem Darkweb zu bestellen und damit womöglich die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zu ziehen, schien ihr bei ihrer Vorgeschichte ein zu großes Risiko zu sein.

Selbst der Straßenabschaum schafft es irgendwie, sich eine Waffe zu besorgen. Und mir bleibt nur der Schwertshop auf Amazon ... Vielleicht hätte ich die Pistole mitnehmen sollen. Aber eine Tatwaffe dabeihaben? Nein ...

Der Gedanke an den Überfall auf sie versetzte Reena in Wut. Hätte sie ihre Dienstwaffe bei sich getragen, wäre das alles nicht so passiert, der Junkie vielleicht verletzt, aber nicht tot. Doch die deutsche Regierung hatte ihre eigenen Vorstellungen von Sicherheit, die den meisten Bürgern verweigerte, sich im Ernstfall angemessen verteidigen zu können, und es Kriminellen damit umso leichter machte.

»Scheiß drauf!« Reena konnte besonders heute das Gefühl nicht ertragen, schutzlos zu sein. Sie griff sich das Schwert und schleifte es zusammen mit ihrem Notfall-Rucksack in den Flur.

»Nein, ich bin nicht bescheuert, Elmar! Ich weiß, wie es aussieht, wenn ich mit einem Schwert durch die Gegend laufe«, zischte sie in Richtung Seitentasche. Nichts lag weniger in Reenas Absicht als Aufmerksamkeit zu erregen, und das würde sie auch nicht.

In ihrer spärlichen Garderobe fand sie, was sie suchte: einen Regenschirm. Sie brach den Knauf ab, steckte das Schwert samt Scheide ins Innere des Schirms und zurrte das Verschlussbändchen fest um die eingefaltete Plane.

»Sieht doch einwandfrei aus. Die Leute stehen auf so 'n Scheiß!«, hielt sie gegen Elmars Bedenken.

Wenn niemand einen genaueren Blick auf ihre Konstruktion werfen würde, würde diese als eine der stylischen Schirm-Kreationen durchgehen, welche anstatt eines langweiligen Knaufs einen Schwertgriff aufwiesen. Die Dinger waren schon lange auf dem deutschen Markt angekommen, und Reena hoffte, dass bei dem Anblick niemand auf die absurde Idee kommen würde, dass sie tatsächlich ein echtes Katana statt eines Regenschirms mit sich führte. Außerdem fühlte sie sich wesentlich entspannter, seit sie das Schwert in ihr Reisegepäck aufgenommen hatte.

Schließlich weiß man nie, wann man plötzlich von einem Unwetter überrascht wird ...

Schlussendlich klaubte Reena Schlüsselbund, Smartphone und ihren schwarzen Motorradhelm von der Kommode und sah sich noch ein letztes Mal in ihrer schäbigen Wohnung um. Niemandem würde es auffallen, wenn die Gardinen zugezogen blieben, niemand, außer ihre Online-Gilde würde sie vermissen. Vermutlich würde ihr fatter Vorgesetzter ihren Gehalt streichen und ihr beim nächsten Mal eine Abmahnung und eine Strafpredigt mitgeben, aber sich nicht weiter dafür interessieren, dass sie ohne Ankündigung ein paar Tage nicht zur Arbeit erschienen war. Sie wäre nicht die erste, die auf diese Art unangemeldeten Urlaub genommen hätte.

Mit diesem Gedanken schloss Reenas die Tür hinter sich, drehte den Schlüssel zweimal herum und gab sich Mühe, entgegen ihres dringenden Wunsches, schnell zu verschwinden, nicht im Laufschrift durch das Treppenhaus zu hetzen.

Ich fahre in den Urlaub. Ich habe einen langen Weg vor mir, deswegen stehe ich früh auf. Muss einfach mal raus ...

Reena legte sich eine Geschichte zurecht. Sie hatte ja nicht ahnen können, dass sich ihre Urlaubsplanung mit einem grausamen Todesfall im Viertel überschneidet.

Was für ein trauriger Zufall ...

Im ersten Stock schob sie ihre Notiz durch Hannes' Türspalt und nahm die letzten Stufen ins Erdgeschoss. Im Innenhof des klobigen Gebäudekomplexes parkte ihre Kawasaki. Das Motorrad war lange ein unerfüllter Wunsch gewesen, den sie sich damals mit ihrem zusammengesparten Sold und dem Auslandsverwendungszuschlag erfüllt hatte. Die schäbig anmutende Abdeckplane hatte die Maschine bisher auch zuverlässig vor Wind, Wetter und Vandalismus geschützt.

Als Reena den Helm über den Kopf zog und das Visier hochklappte mischte sich eine freudige Euphorie in ihre nervöse Anspannung. Die Versys würde sie wie ein schwarzer Blitz von diesem grässlichen Ort fortbringen.

Sie befestigte den Schirm sicher an den Halteriemen, zurrte das Gepäck fest auf ihrem Rücken zusammen, steckte den Schlüssel ins Zündschloss und warf den Motor per Knopfdruck an. Die Vibration des Zweizylinders ließ die Maschine sofort erzittern. Reena schwang sich auf den Sitz und nahm eine bequeme Position ein. Die Spiegel waren noch immer ordentlich ausgerichtet, der Tank zu Dreiviertel voll.

Behutsam kuppelte sie den ersten Gang ein und balancierte das Gewicht der Versys zwischen ihren Beinen aus. Durch das Drehen am Gashebel setzte sich der Sporttourer in Bewegung und stabilisierte sich mit zunehmender Geschwindigkeit.

Beim nächsten Atemzug brauste sie bereits aus dem beengenden Innenhof hinaus und die Straße entlang. Im Osten kroch ein schwacher Lichtschimmer über den von Hochbauten gesäumten Horizont. Im Westen hörte Reena Sirenen von Polizei und Notarzt heulen. Sie bog auf die Hauptstraße ein, klappte das Visier herunter und schlug den Weg Richtung Sonnenaufgang ein.

Reena hatte kein festes Ziel vor Augen, wollte einfach nur fort. Sie nahm den Weg über die Autobahn, um möglichst viele Kilometer zwischen sich und die Stadt zu bringen, ehe der Berufsverkehr sie einschränken würde.

Erst als die Sonne so hoch stand, dass sie über die umliegenden Hügel strahlte, und Reena die bekannte Übelkeit in sich aufsteigen spürte, fuhr sie beim nächsten Autohof ab, der mit einem günstigen Motel warb.

Die Nacht war kurz gewesen und die Geschehnisse hatten sie mehr Kraft gekostet, als ihr lieb war. Sie wollte nur noch ein Bett und ihre Ruhe, ehe sich ihr Körper gegen sie richten konnte.

Als sie auf den Parkplatz fuhr und ihre Maschine abstellte, durchzuckte bereits ein scharfer Schmerz ihre rechte Schläfe.

Verflucht, es fängt schon an ...

Reena versuchte die Blitze in ihrem Sichtfeld zu ignorieren und eilte zu dem würfelförmigen Gebäude, das mit der Aufschrift "Nur 29 Euro pro Nacht" lockte.

Sie trat durch einen in die Jahre gekommenen Eingangsbereich. Links von ihr wartete eine abgegriffene Sitzgruppe im Stil der 90er auf Gäste, daneben entdeckte sie einen restlos leeren Wasserspender und dahinter eine graugeflieste Treppe, die ins Obergeschoss zu führen schien.

Der Geruch von nassem Hund schlug Reena in die Nase, noch bevor sie den Bernhardiner hinter der Rezeption am anderen Ende des schmucklosen Foyers losbellen hörte. Das schreckliche Kläffen donnerte in ihrem Kopf wie Glockenschläge. Schützend zog sie die Schultern hoch.

Das hat jetzt noch gefehlt!

»Ist ja gut, Balder!«, tönte sogleich die Stimme eines Mannes aus einem Türspalt neben der Empfangstheke, die kaum mehr war als ein Schreibtisch mit hochgebautem Tresen. »Verschreck doch nicht die nette Dame ...« Eifrig stolperte ein korpulenter Herr im bordeauxfarbenen Rollkragenpullover aus der Hintertür hervor. In einer Hand hielt er noch die Hälfte eines Käsebrötchens, mit der anderen fasste er den lärmenden Vierbeiner mäßigend am Halsband. Dieser aber ignorierte die beruhigenden Worte seines Herrchens und verteilte mit jedem unerträglichen Laut mehr schäumenden Geifer über den ohnehin schon schmierigen Linoleumboden.

»Verzeihen Sie bitte! Er bellt sonst nie Gäste an«, wandte sich der Rezeptionist schließlich entschuldigend an Reena. Diese bemühte sich trotz des unerträglichen Lärms ein kleines Lächeln zustande zu bringen. Der zottelige Hund kläffte weiterhin nach Leibeskräften, zog und zerrte stärker an seinem Halsband, je näher Reena an die minimalistisch anmutende Rezeption trat.

Sein penetrantes Bellen schmetterte Golfbälle durch ihr Schädelinneres. Sich dieser Schmerzquelle zu nähern, obwohl alles in ihr sich dagegen sträubte, erforderte einiges an Überwindung.

»Jetzt reicht es aber, Balder! Was ist denn los mit dir?« Empört und sichtbar verlegen durch die Aggressivität seines Hundes riss der Motelmitarbeiter den zähnefletschenden Bernhardiner zurück und scheuchte ihn durch die Hintertür, welche er auch sogleich mit einem lauten Knallen schloss. Reena verzog leidig das Gesicht, aber atmete im Anschluss auch hörbar auf.

Ihre Übelkeit hatte sich durch den penetranten Geruch des Hundefells und die akustische Reizüberflutung verschlimmert, sodass sie fürchtete, sich jeden Moment übergeben zu müssen. Sie riss sich zusammen, die nun endlich abgedämpfte Geräuschkulisse machte es einfacher.

Zu ihrer Erleichterung kam der offensichtlich mitten in der Frühstückspause gestörte Rezeptionist ohne Umwege zur Sache.

»Sie wollen ein Zimmer?«, fragte er, strich Krümel aus seinem prächtig sprießenden Schnauzbart und öffnete mit ein paar Klicks eine Tabelle auf dem hinter der Theke bereitstehenden Computer.

Reena bestätigte mit einem stummen Nicken, während sie den Namen ihres Gegenübers von seinem Mitarbeiter-Schildchen abzulesen versuchte. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen, machten aus *N. Onsten* ein *M. Onster*. Sie blinzelte benommen.

Oh Mann, verfluchte Sehstörung ...

»Eine Nacht?«, hörte sie die plötzlich so seltsam dumpf klingende Stimme des Rezeptionisten durch ihre Gedanken dröhnen.

»Vielleicht auch zwei«, merkte sie an. »Ich fühl mich nicht gut. Hatte eine lange Reise. Muss mich ein wenig ausruhen.«

Herr Onsten setzte ein verständnisvolles Lächeln auf.

»Ich gebe Ihnen ein Zimmer am Ende des Gangs, da haben Sie Ihre Ruhe. Ich bräuchte nur einmal kurz Ihren Ausweis.« Reena reichte ihm das bereits aus ihrem Portemonnaie hervorgeholte Dokument. Er beäugte daraufhin eingehend ihr Lichtbild, musterte das Original mit strengen Augen und begann anschließend mit quälender Langsamkeit, ihre Daten in seine Tabelle zu übertragen.

Nun mach schon, beeil dich ...

Nach einer gefühlten Ewigkeit erlöste er Reena und reichte ihr den Ausweis zurück.

»Na also, das hätten wir. Frau Katerina Vorbringer, Ihr Zimmer ist die Nummer 18, im ersten Stock ganz rechts. Die schwarze Kawasaki gehört Ihnen, nehme ich an?« Ihr Gegenüber warf durch eine schmale Fensterreihe einen vielsagenden Blick auf den Parkplatz.

Reena bestätigte erneut mit einem Nicken. Die Übelkeit ließ sich kaum mehr ertragen. Der Schmerz in ihrem Kopf zog sich enger zusammen. Angespannt krallte sie die Finger in ihren Helm. Sie spürte, wie sie zu schwitzen begann. Weder hatte sie besondere Lust auf einen Smalltalk noch glaubte sie, dass sie überhaupt noch geordnete Worte aus ihrem Mund hätte stoßen können.

Herr Onsten schien ihre Unpässlichkeit zu bemerken und schob ihr ohne weiteren Kommentar eine aus Acrylglas gefertigte 18 zu, an der ein eher unscheinbarer Zimmerschlüssel hing. Reena brachte nur ein kurzes »Danke« heraus, bevor sie den Türöffner an sich nahm und mit schnellen Schritten die Treppe ins Obergeschoss hinaufstapete. Die ihr hinterhergerufenen Gute-Besserungs-Wünsche hörte sie nicht mehr.

Die Stufen schienen unter ihren Stiefeln zu tanzen. Das dunkle Muster auf dem im Flur ausgelegten Teppich verdrehte sich, schien lebendig zu werden. Mühsam wandte sie den Blick ab, suchte das Zimmer mit der Nummer 18 und fand es wie beschrieben ganz am Ende des schmalen Flurs.

Keuchend stürzte sie hinein und hing das Bitte-nicht-Stören-Schild außen an den Knauf, bevor sie die Tür hinter sich verriegelte. Sie legte Rucksack, Schirm und Helm ab und hastete sogleich ins Bad. Der beißende Geruch von Essigreiniger stach ihr in die Nase und machte es ihr umso einfacher, ihren Mageninhalt in die Toilettenschüssel zu entleeren. Der Druck in ihrem Kopf stieg zwar mit jedem krampfhaften Zusammenziehen ihrer Magenwände weiter an, aber die beklemmende Übelkeit ließ dafür endlich nach.

Obwohl sie nur gelben Schaum ans Tageslicht befördert hatte, fühlte Reena sich danach befreiter als zuvor und schöpfte etwas Kraft, um sich auf das vorzubereiten, was längst begonnen hatte.

Sie kramte ein Päckchen Ibuprofen aus ihrem Rucksack, warf sich drei Tabletten gleichzeitig ein und spülte sie mit Leitungswasser herunter. Das durch die Fenster einfallende Tageslicht sperrte sie mithilfe der Verdunklungs-Vorhänge aus, denn in ihrem momentanen Zustand brannte jeder noch so diffuse Lichtstrahl in ihren Augen wie eine glühende Klinge.

Je mehr sie sich bewegte, desto schlimmer wurde es. Der Raum begann sich um sie herum zu drehen, die Wände wurden weich und bogen sich. Reena schloss die Lider und atmete tief durch.

Ich habe es gleich. Nur noch ein bisschen ... durchhalten ...

Ächzend zog sie ihre schwere Biker-Kluft aus und erkämpfte sich den Weg zum weiß bezogenen Doppelbett.

Halt!

Auf halber Strecke machte sie noch einmal kehrt, schlurfte zurück zu ihrem Rucksack und beugte sich mit Mühe hinunter. Der drückende Schmerz in ihrem Schädel erweiterte sich mit steigendem Blutdruck sofort zu einem harten Stechen. Reena hatte das Gefühl, jemand würde ihr Nägel in die Schläfen treiben und ihr rechtes Auge mit einem glühenden Dolch durchstoßen. Eine Träne schwappte über ihr Lid, ließ ihre Sicht stärker verschwimmen. Doch eines brauchte sie noch ...

Mit zitternden Händen zog sie Elmar aus der Seitentasche. Der Anblick seiner dunklen Knopfaugen entlockte ihr trotz des in ihr

aufsteigenden Elends ein müdes Lächeln. Mit letzter Kraft schleppte sie sich zum Bett, warf sich auf die Laken und presste den kleinen Stoffigel fest an ihre Brust.

Sie hatte Angst vor dem, was kommen würde, wusste aber, dass es unvermeidlich war. Doch wenigstens hatte sie einen Freund bei sich, der ihr die Qual erträglicher machte.

Kapitel 4 - DELIRIUM

Der Schmerz versetzte Reena in einen wirren Zustand der Orientierungslosigkeit. Etwas hämmerte gegen ihre Schädelwand, als wollte es sich mit Gewalt einen Weg herausbrechen. Rasiermesserscharfe Wellen schwappten über ihren Verstand und wetzten mit jedem Mal mehr ihrer Wahrnehmung und ihres Bewusstseins ab. Alles außer dem Schmerz schien dumpf und trüb zu werden.

Das durch die Vorhänge gedämpfte Morgenlicht leuchtete in ihren Augen viel zu grell, und trotzdem wagte Reena nicht, die Lider zu schließen. Unruhig driftete ihr Blick durch das Motelzimmer auf der Suche nach etwas, das sie von ihrem Leid ablenken könnte. Dabei streifte er neben der Tür zum Bad einen Schatten. Die Dunkelheit schien sich dort zu konzentrieren, wurde dichter und finsterner, als würde etwas sie wie ein Magnet anziehen.

Ist er das?

Die Ahnung, nicht allein zu sein, brachte die lähmende Übelkeit zurück. Mit fahrigen Fingern griff Reena nach der Bettdecke, rollte ihren Körper hinein und versuchte, nicht weiter auf den schwarzen Fleck zu starren, der sich bedrohlich ausbreitete. Sie sah zur Decke, zu den Wänden. Dort begegneten ihr die unkoordinierten Muster der im Halbdunklen grau erscheinenden Raufasertapete.

Je länger sie den Blick darauf gerichtet hielt, desto mehr veränderten sich die harmlosen Erhebungen unter dem Papier, formten sich zu schrecklich entstellten Gesichtern und deformierten Kreaturen. Manche von ihnen wurden scheinbar lebendig, versanken in den Wänden und tauchten woanders wieder auf. Einige dieser Wesen begannen einen irren Tanz und wieder andere winkten Reena zu, grinsten ihr entgegen.

Sie sah einen Schädel, in dessen Augenhöhle ein Zwerg nach Gold schürfte. Als er merkte, dass er beobachtet wurde, fuhr er zähnefletschend herum. In seinen winzigen Händen erblickte Reena

einen Wurm, der vehement zuckte und sich tiefer in den Totenschädel zu graben versuchte. Angewidert wendete sie den Blick ab.

An anderer Stelle entdeckte sie so etwas wie einen Kessel, aus dessen Innerem Dampfschwaden aufstiegen. Zwei gehörnte Kreaturen warfen eine dritte hinein. Für einen Augenblick glaubte Reena ein Platschen und einen bestialischen Schrei zu hören. Doch ihr Verstand funktionierte zum Glück noch gut genug, um das Geräusch als die Toilettenspülung des Nachbarzimmers zu identifizieren. Der sachte Wasserstrom rauschte in ihren Ohren laut wie eine Gerölllawine.

Zu ihrer Erleichterung erinnerte diese äußerliche Störung sie daran, dass die Dinge, die sie sah, nicht real waren, dass nur der Schmerz diese grausigen Bilder heraufbeschwor und sie sich nicht in diesen Sinnestäuschungen verlieren durfte. Reena atmete tief ein und bedacht langsam wieder aus, während sie die Augen schließlich doch noch schloss.

Sie wusste, dass es schlimmer werden würde, wenn sie sich der Dunkelheit hingab, doch ihre Augen brannten, schienen in Flammen zu stehen, und sie musste ihre Lider einer Löschdecke gleich darüber werfen, um sich endlich dem stechenden Lichtschein entziehen zu können.

In der allumfassenden Schwärze sah sie den Schatten neben der Tür deutlicher als zuvor. Er löste sich von der Wand und obgleich seine Gestalt verschleiert und seltsam unförmig blieb, erahnte Reena Arme, Beine und einen Kopf, der nicht der eines Menschen sein konnte.

Wann immer sie versucht hatte, die Gestalt des Schattenwesens mit ihrem geistigen Auge näher zu erkennen, waren dessen Züge wie Rauch zerfallen. Noch nie hatte sie seine wahre Gestalt ausmachen können, auch wenn sie viel über diese gelesen hatte.

Er ist es ...

Diese Gewissheit leuchtete plötzlich mit aller Deutlichkeit im grauen Strom ihrer Besorgnis auf und flutete Reenas Körper mit eisiger Beklemmung. Sie spürte, wie sich ihre Decke bewegte, hörte

einen fremden Atem. Kälte schoss durch ihre Adern, lähmte ihre Glieder. Das Gefühl völlig schutzlos in der Dunkelheit zu liegen, unfähig sich zu wehren, wickelte sich wie ein Strick um ihre Kehle. Sie presste Elmar fester an ihre Brust und betete, dass die Angst vor dem nicht Sichtbaren bald verfliegen würde.

Er kann mir nichts antun, was schlimmer ist als diese Schmerzen ...

Reena versuchte sich an diesem nur wenig tröstlichen Gedanken festzuklammern, während die Decke mit so langsamer Beständigkeit von ihren Schultern rutschte, dass sie nicht mit Sicherheit sagen konnte, ob sich diese aufgrund ihrer hektischen Atmung bewegte oder jemand anderes den Stoff von ihr zerrte. Doch zweifellos entfernte sich die schützende Wärme immer weiter von ihr, zog sich von ihrem Rücken und ihren Beinen zurück, bis nur noch die Finsternis selbst und kalter Schweiß ihre Haut bedeckten.

Während sie bewegungslos dalag, sich wie ein Fötus zusammenkauerte, versuchte Reena einmal mehr ihren keuchenden Atem zu beruhigen, die aufwallende Furcht zu beherrschen. Das Hämmern in ihrem Kopf schmolz indes zu einer Zange zusammen, die sich um ihre Schläfen schloss und diese gnadenlos quetschte, bis sie ein leises Wimmern aus Reena herausdrückte. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als dass der Schmerz seinen Klammergriff um sie lösen, die lähmende Angst von ihr ablassen würde, doch alles Wünschen, Wollen und Befehlen blieb vergeblich.

Selbst die Tabletten konnten das krachende Feuerwerk nur eindämmen, das hinter ihren Augen explodierte. Und der älteste Instinkt eines jeden Menschen, der tödliche Gefahr witterte, ließ sich durch keinen noch so blumigen Gedanken beiseiteschieben.

Reena spürte die Kälte jetzt an ihrem Körper emporkriechen, spürte eine Berührung an ihren Knien, wo keine sein dürfte. Sie verbot sich, die Augen zu öffnen, hatte Angst vor dem, was sich ihr zeigen könnte. Mit geschlossenen Lidern nahm sie nur einen Schatten wahr. Anzusehen, was gerade in ihr Bett kroch, würde sie womöglich nicht ertragen können, nicht in diesem Zustand.

Ein eisiger Hauch strich wie liebkosende Finger über ihre Schultern, und ganz nah an ihrem Ohr hörte sie sein leises Lachen. Sie hörte ihn immer nur lachen, atmen oder zischen, aber niemals sprechen. Reena wusste nicht, ob das, was sie heimsuchte, überhaupt eine Stimme besaß, die ein menschliches Ohr verstehen konnte. Vielmehr kam es ihr so vor, als schickte es seine Empfindungen direkt in ihre Wahrnehmung hinein. Und gerade war sie sich sicher, dass es Zufriedenheit und Genugtuung empfand. Ganz im Gegensatz zu ihr ...

Er kann mir nichts tun. Er wird mir nichts tun ...

Reena versuchte, sich zu entspannen, den Schmerz und das Motelzimmer auszublenden, den Schatten zu vergessen, seine Berührung zu ignorieren und sein leises Kichern zu überhören. Sie versuchte, in der Stille zu verschwinden, sich in die hintersten Winkel ihrer Gedankenwelt zu verkriechen, dem Zustand ihrer Hilflosigkeit auf diese Weise zu entfliehen.

Der Schmerz und der Schwindel mochten ihren Körper an dieses Bett fesseln, doch im Geiste konnte sie woanders sein, konnte fortgehen, an einen Ort, den sie herbeisehnte.

»Du kannst nicht gehen, Reena ...« Die Worte krochen wie von selbst in ihre Gedanken. Sie klangen anders als alles, was ihr sonst durch den Kopf ging, waren zischender, fordernder, bösertiger ... Und sie trugen eine Bestimmtheit in sich, die Reenas Atem zittern ließ.

»Du kannst nicht gehen, wenn ich es nicht erlaube.« Alles an dieser fremden Stimme klang falsch und furchtbar und erfüllte Reena mit der niederschmetternden Gewissheit, dass sie letztendlich recht behalten würde: Egal wie sehr sie es herbeisehnte, es gab kein Entkommen aus diesem Zustand. Der Schmerz und sein Schatten würden sie für die nächsten Stunden festhalten. Und sie hatte keine Chance, etwas dagegen zu unternehmen.

[...]

Ende der Leseprobe